

Organisation nie faßte, die durch die fanatische Flamme metaphysischer Hoffnung gehärtet war, so schien er für eine kurze Stunde dämmernden Gefühls doch ernsthaft von der Trennung zu befürchten, ein »geistlicher Staat im Staate mit Exkommunikationsformeln und zu lösenden Abendmahlszetteln« möchte sich schließen, und ihn schauderte schon genugsam in den Beängstigungen des weltlichen Staates, in seinen Steuern und Rekrutierungen. — — —

In der Haltung zu den Jesuiten befreite sich Gutzkow nicht von der unklugen Vorsicht des Liberalismus, die vom Gegner nur als Schwäche gedeutet werden konnte, die durch ihre Verletzung der Gerechtigkeit nur die Agitationen schürte. Denselben Journalisten, der gegen die Restauration drohte, daß die Ideen sich durch eiserne Wände fräßen, graute es hier in einer »Furcht, die ihren Ursprung in einer unerklärlichen Idiosynkrasie hat«, und er konnte sein Gewissen, seinen Verstand in einem Satz wie folgt beruhigen: »Ob die Verfolgung der Jesuiten gerecht oder ungerecht ist, sie werden einmal gefürchtet.« Der Vorkämpfer für Freiheit im geistigen Kampfe mutete es der »Gesellschaft Jesu« zu, bei Widerstand einer Minderheit ihren Missionaren um des lieben Friedens willen den Zutritt in eine Stadt zu wehren. Er scheute sich nicht, das viel abgegriffene Schlagwort vom heiligen Zweck noch weiter abzuschauern; 1872 grub er, unzufrieden mit der Jesuitendebatte, Pascals »Provinzialbriefe« zum Unterricht für »unsere großen Staatsmänner im Reichstag« aus, und der fleißige Leser Rankes stellte das seltsame Kausalgesetz auf: »Ebenso sind die Jesuiten nur deshalb in die Welt gekommen, um von den Jansenisten angegriffen zu werden. Das ist gut gewesen für die Aufklärung.«

4. Kapitel.

Die Mittel zu den innerstaatlichen Zielen.

Revolution.

»Glauben Sie denn, daß sich irgend etwas Positives für Deutschlands Politik tun läßt? Ich glaube, Sie taugen zu mehr als zu einer Erbse, welche die offene Wunde der deutschen Revolution in der Eiterung hält. Treiben Sie wie ich den Schmuggelhandel der Freiheit: Wein verhüllt in Novellenstroh, nicht in seinem natürlichen Gewande: ich glaube, man nützt so mehr, als wenn man blind in Gewehre läuft, die keineswegs blind geladen sind.« So suchte 1835 ein Brief des verständigen Gutzkow

den Feuerkopf Georg Büchner zu säntigen, und 1850 bekannte er an seinen Schwager als seine innerste Natur: »Ging' es nach meinem Ziele, so hätt' ich mich schon längst in irgendeinen Schloßhof gestellt und auf eigne Hand Revolutionen gemacht. Was wäre das aber? Wer seine Kräfte falsch placiert, begeht ein Unrecht. Barrikaden bauen, Volkssprecher sein, schreiben, alles soll die Anwendung einer Mission sein. Ich weiß recht gut, daß man sagen kann: Ja, wenn jeder so reden wollte... wohl! ich kann aber nicht anders!« Leise mag man unter den Worten hören, wie der Dichter seinem zersetzenden Verstande zürnt, der ein frisches, wagendes Gefühl sofort erkältete.

Die Nerven des frühe nur geistig Arbeitenden, des sich aufreibenden Journalisten waren zu dünn und zerrissen geworden, um die Verbrechen im Gefolge einer Revolution zu ertragen. Konnte er noch 1835 in kecker Drohung prahlen: »Unsere Jugend studiert die Revolution, weil sie die Freiheit liebt und doch die Fehler vermeiden möchte, welche man in ihrem Dienste begehen kann«, so wünschte er ein Jahr später (in der Buchausgabe) die »Verbrechen«, nicht die »Fehler« zu vermeiden, und der Ersatz dieses einen Wortes erhellt die Entwicklung und sein neues Gefühlsleben.

In diesem Jahre hatte die Wallykatastrophe seine Selbstbesinnung und Wandlung beschleunigt, und sein neuer Glaube an den moralischen Zweck der Geschichte durfte die politischen Probleme nur friedlich lösen. Sein rastloser Verstand reichte ihm Beobachtungen, seine Wünsche zu stützen: Die Geschichte warnt vor dem Ende jeder Revolution: der Militärdiktatur oder Monarchie, und die wirtschaftliche Not der Gegenwart zieht nicht von Tumulten, doch von politischen Revolutionen ab. Abgesehen von der Frage, ob die wirtschaftliche Einschätzung der Zeit nicht irrig war, irrte er als Idealist, der, den Knoten zwischen Staat und Wirtschaft nur dunkel fühlend, dem Hunger sein demokratisches Banner nicht anvertrauen wollte.

Auch sein späterer Glaube an eine Entwicklung schreckte vor Umsturz zurück, begnügte sich mit friedlichem Aufbau, und schon 1838 war er von dem »Trägheitsgesetz« der Geschichte so durchdrungen, daß er den Traum an »eine plötzliche, idealische Umgestaltung« nur »einem einzigen schönen Frühlingsabend in schwärmerischer Jugendzeit« gönnen mochte. »Was die Geschichte Neues und Überraschendes bringt, das ist wie ein plötzlicher Regen im Sommer, wo alle Hausfrauen eilen das Wasser einzufangen. Die Menschheit fällt darauf immer wieder in die alte Lage zurück und wartet mit Muße ab, daß sich allmählich das in der Aufregung schnell Eroberte befestige und mit dem

Vorhandenen verschmelze.« Und spöttisch wollte er die brüllenden Stürmer von Wachthäusern der »Haut eines Löwen« entkleiden.

Denn schon früh hatte der Realismus des Politikers verzichtet, »Zwing-Berlin« zu überrumpeln, und schon Gutzkow, der »Narr«, schüttelte wehmütig zur Revolutionierung Deutschlands den Kopf: Die hauptstädtischen »Garnisonen von 10 bis 50000 Mann« hatten ja nicht mit Papier geladen. 1838 riet Blasedow in einem Poloniusbrief seinen vier Söhnen: »Bieten sich euch Konspirationen, so fragt erst, ob schon die Armee gewonnen sei. Sagt man: »Nein, erst einige Rekruten«; dann erwidert: »Wir warten lieber noch eine Weile!« Drängt euch die Freisinnigkeit und die Lust nach politischen Märtyrerkronen, so bedenkt, es gibt der gesetzlichen Anknüpfungen genug, um sich das Leben sauer zu machen.« Noch 1875 stempelte rückschauend Gutzkow »bewaffnete Revolution« zur Narrheit »einem Heerwesen gegenüber, das in Deutschland durch dreißig Souveräne mit dem Schweiß des Volkes genährt und gepflegt wurde«.

Wenn Gutzkows verfeinerter Instinkt, sein Verstand vor dem Blut einer Revolution zurückbebt, so täuschte sich sein geheimes Grauen auch über ihren möglichen Eintritt in der Zukunft. In dem französischen Juliergebnis unzufrieden die Republik missend, und deshalb in nüchterner Kritik, nicht in fliegender Begeisterung, hatte Börne prophezeit: »Da nun die letzte Revolution ihren Zweck nicht erreicht hat... und man den Franzosen nicht freiwillig gibt, um das sie gekämpft haben, wird eine neue Revolution nötig werden; und die bleibt gewiß nicht aus.« Auch Gutzkow erkannte den Sieg der französischen Julitage verstümmelt, »Berichtigung notwendig«. Doch er wollte durch die neue Revolution die Monarchie nicht stürzen, und wenn er mit spielerischer Gebärde das Ohr nach einem dumpfen Rollen hielt, so gedachte der Journalist nur zu entsetzen und die Staatsweisen zu friedlichem Fortschritt zu treiben. Und so wurde der »Doktrinär« und Dramaturg Gutzkow 1848 von der Revolution überrascht, »wie von einem Blitz aus heiterm Himmel«¹⁾.

Dichtung und Presse.

»Die junge deutsche Literatur oder das jetzige junge Deutschland hat nie um Volksgunst gebuhlt, ihm gilt die geistige Revolution, die aber wiederum die materielle (politische) nicht ausschließt. Diese junge Literatur sucht ihr Publikum, ihre Freunde,

¹⁾ Auch seine Beobachtung von 1842 dürfte mehr Witz als Warnung sein: »Sie pflastern Paris mit Holz, um der Revolution den Baustoff zu entziehen. Aus Holzblöcken lassen sich keine Barrikaden mehr

Anhänger, Helfershelfer im Kreise der Gebildeten.« Wenn so ein Geheimbericht vom 15. November 1835 die Jungdeutschen kennzeichnete, so beleuchtet ein Konsularbericht aus dem Jahre 1832 den Boden, auf dem eine solche Richtung emporsprießen konnte: Der deutsche Buchhandel nähre sich nur noch von Zeitschriften und Flugblättern politischen Inhalts, und man müsse ein wildes Rennen von Frechheit und Demagogenkünsten in der politischen Arena gewärtigen.

Doch die tiefsten Wurzeln dieser politisierenden Literatur hafteten schon im Klassizismus und der historischen Romantik. Die in weiten Kreisen verletzende Teilnahmslosigkeit Goethes in den Freiheitskriegen, gegenüber der Politik des Tages hatte eine wilde Gegenströmung entfesselt, in der ein Wolfgang Menzel und Ludwig Börne nicht müde wurden, dem großen Dichterfürsten in Weimar jegliches Talent abzuerkennen und gegen die Ideale des Klassizismus zum Angriff zu blasen. Und wenn die historischen Romantiker aus Gram um Deutschlands Knechtung in ein mittelalterliches Traumleben geflohen waren, so mochten die handfesten Sieger der Freiheitskriege über die Literatur einer vergangenen, besiegten Epoche spötteln.

Die literarischen Stimmungen erfuhren noch den Druck der politischen Reaktion, und wie der Gegendruck auch den Gedanken des Liberalismus gefestigt, ihm ein Ziel gestellt hatte, so trieb der Eingriff der legitimen Angst in die Literatur bald zu Maßnahmen des Schutzes, des Angriffs: Die Verfolgung erzeugte den namenlosen Artikel der Presse, schleuderte das Flugblatt aus dem Dunkel, und die Zensur reizte zur Tendenz. Die letzten Monarchen des aufgeklärten Absolutismus gingen zu Grabe, mit ihnen der gönnerhafte Geist des genußfrohen Rokoko, das die höchsten und niedrigsten Freuden in seinen Dienst zwang. Man sicherte seine Krone, an der Revolutionen und Bonaparte gerüttelt hatten, und in der neuen Sorge verlor man die Muße, sich an Kunst zu ergötzen. Aus den Schützlingen des souveränen Fürstentums wurden die Diener und Führer des souveränen Volkes, aus träumenden Idealisten wurden berechnende Männer der Presse, über der abgeblühten, lauterer Schönheit von Drama und Lyrik wucherte Kritik, stach die Tendenz.

Denn manche wilde Lebenskraft fühlte sich vom hohen Staatsamt ausgesperrt, auf die Zeitungen geworfen; das zurückgesetzte Judentum tobte seine Enttäuschung in der Presse aus, erbauen. Lieber mögen die, die nicht hören können, überfahren werden, wenn sie auf dem Holzpflaster das Rollen der Wagen nicht vernehmen, als daß die, die nicht sehen wollen, ewig in Gefahr sind, ihre Würden zu verlieren.«

und der Dolchstoß tückischer Worte, eines zweideutigen Satzes kitzelte schon weite Schichten des Volkes, die zum politischen Eigenleben heranstreben. Nicht grundlos ängstigte sich Metternich scheltend um diese »gottlose Sekte« und mit besonderer Liebe um ihren Häuptling, um Gutzkow, der zwischen »Juristerei« und »leerem Zeitungsgerede« seinen eigenen vorgezeichneten Weg in der Presse ging: »mit dem Aufwand einer neuen, in die Erkenntnis der Zeit tiefer eingehenden Intelligenz«.

»Die kleinen Umstände werden uns helfen. Die dreisten Plänkeleien, die Rücksichtslosigkeiten der Presse, die Huldigungen, die man einzelnen Freunden des Volks darzubringen nicht aufhören wird, müssen die Gegenmacht ermüden; sie wird unter Zischen und Pochen von der Bühne treten.« So hatten die »Narrenbriefe« Inhalt und Hoffnung der Erstlingswerke Gutzkows geschildert und die Schulung Börnes verraten, der von Schiller und Goethe sprach, »denkend dabei an Montesquieu und Metternich«. Zwar hatten die dem Tageslärm abgekehrten Theorien des Klassizismus auf das ganze Zeitalter so stark gefärbt, daß weder Börne noch Heine rückhaltlos Dichtkunst und Politik vermengen wollten, Börne in der Epoche des Liberalismus für Verse kein Obdach wußte, Heine zuweilen reinliche Scheidung wünschte, doch beide waren zu berechnende Politiker, um auf die prickelnden Reize des Stiles verzichten zu wollen, Heine zu sehr Künstler, um der Schönheit der Form jemals entraten zu können. Und ihre Jünger lernten aus ihrer Praxis, nicht aus den unbefolgten Theorien.

Wenn der vorsichtige Mundt in der Kunst die kämpfenden »geistigen Zeitelemente« berücksichtigt wollte, so liegt der Sinn der Forderung darin, daß Mundt sie für nötig erachtete, daß es ihm nicht um die naturgemäß in jedem Dichtwerk sich einstellende Spiegelung der Zeitideen zu tun war. Der um Ärgernis wenig bekümmerte Wienbarg mag es erläutern: »Die Schriftstellerei ist kein Spiel schöner Geister, kein unschuldiges Ergötzen, keine leichte Beschäftigung der Phantasie mehr«; »die Dichter und ästhetischen Prosaisten stehen... auch im Dienst des Vaterlandes, und allen mächtigen Zeitbestrebungen sind sie Verbündete«. Ähnlich wie noch 1840 Gutzkow — sich selbst entschuldigend? — ein dramatisches Talent nur in politischer Freiheit gedeihen sah, leugnete Wienbarg die Möglichkeit, in einer unfreien Staatsform die Menschheit ästhetisch zu erziehen, und in dieser Theorie mochte mit feinem Tastsinn ein Geheimbericht von 1836 den starken Hebel Wienbargs fühlen, wenn der Verfasser der »Ästhetischen Feldzüge« »politisch gefährlicher« als Gutzkow eingeschätzt wurde.

Zwar hatte auch der reifere Gutzkow 1836 und sein ferneres Leben hindurch nie »rein literarische Zwecke bei seinem Streben vor Augen«, doch stellte er sich niemals so herb wie Wienbarg in Widerspruch mit dem Klassizismus, mit Schiller, für den die politische Freiheit durch die sittlich-künstlerische Erziehung des Menschen vorgebildet werden mußte. Vielmehr — wie schon Paul Pfizer im »Briefwechsel zweier Deutschen« für den Mangel der Einheit Deutschlands weniger die Fürsten, als »die noch fehlende, rechte Volksgesinnung« haftbar gemacht hatte, so glaubte Gutzkow späterhin, wohl nach der eindringlicheren Lektüre Goethes¹⁾, nach der Selbstbesinnung im Gefängnis, nicht mehr, durch einige tändelnde Schläge auf den Amboß die Freiheit entzünden zu können, sondern er mühte sich ab, die spröde Masse erst zu schmelzen, die breiten Schichten des Volkes aufzuklären, zur Freiheit zu erziehen²⁾. Wenn er allerdings 1836/37 in seiner »Philosophie der Tat und des Ereignisses«, in seinen »Zeitgenossen« die Literatur dem Selbstzweck zusteuern, in die Bahnen der »Antike und der Romantik« zurücklenken ließ, seine künftigen Werke feierlich von Politik gesäubert versprach, so mag seine Verheißung durch die Tatsache gewogen werden, daß er einen solchen Artikel nach Berlin sandte, um als Redakteur einer Zeitschrift in der preußischen Hauptstadt genehmigt zu werden.

Doch seit jenen Jahren schied Gutzkow zusehends strenger zwischen den Formen seiner Äußerung, zwischen Dichtkunst und Presse. Auch aus Drama und Roman schwand die Tendenz zwar nicht, aber sie wurde geadelt durch die höhere Warte seines Urteils. Wenn er 1861 als Tendenz seiner Zeit die »Befreiung der Natur vom überlieferten Zwang« verteidigte, sie den Tendenzen früherer Zeiten, zu »Nationalität, Glaube, Gesittung, Bildung« gesellte, ist theoretisch nichts einzuwenden, und selten schuf er selbst noch Werke, die er an andern mit der liebevollen Kritik bedachte, »daß, wenn die Sache der Poesie nichts an ihnen gewinnt, doch die Sache der Freiheit nichts an ihnen verliert«. Ausdrücklich erklärte er die Tendenz feind der historischen Muse,

¹⁾ Schon etwa am 6. Januar 1835 hatte Gutzkow an den Buchhändler Liesching geschrieben: »Die Literatur zum politischen und historischen Raisonement machen, ist die Konsequenz einer Ansicht derselben, welche ich nur halb teile. Kann die Literatur nicht handeln, dann soll [sie], um doch etwas Positives zu schaffen, die Fragen der Kunst aufnehmen und sie mit der Zeit versöhnen.«

²⁾ Vgl. auch seine spätere Würdigung Schillers als eines Arbeiters »an der für Deutschland zuvor zu vollziehenden Revolution der Selbsterziehung«.

zog es später vor, das »Junge Deutschland« in die politische, weniger in die literarische Chronik zu reihen. Doch niemals gelang Gutzkow die absichtslose Ausstrahlung der Zeitideen in lauterer Reinheit, wie sie der junge Hebbel unter den Augen des jung-deutschen Meisters im »Telegraphen« gefordert hatte¹⁾, und »dem Geier gleich« schwebte nie das Lied eines Mannes, für den die Dichter nur »einsame Botenläufer« waren, »die des Morgens in der Winterfrühe, wenn kaum noch die Hähne gekräht haben, schon auf den des Nachts vom Schnee verschütteten Wegen die ersten Fußtapfen eindrücken müssen«.

Wenn Gutzkow seit 1836 das Feld seines Freiheitskampfes mehr in die Presse verlegte, so verschmähte er das Versteckspiel unter den Hüllen der Dichtkunst, wie er noch 1835 die religiösen Tendenzen seiner »Wally« nur nach ästhetischen Gesetzen gerichtet verlangte. Die Neigung, auch in der Presse je nach Gefahr über dem gleichen Grundsatz das Gewand zu wechseln, mochte einem Manne zugewachsen sein, dessen Charakter trotz die monatelange Haft geknickt hatte, mochte jedoch auch der politischen Klugheit eines biegsamen Journalisten angehören, dem ein Streik der Presse auf Maßnahmen der Zensur hin nutzlos, schädlich dünkte — eine jener Fragen, die für Schrift und Tun der Oppositionsparteien noch oft sich stellen sollten und je nach Lage verschieden gelöst wurden.

Die Zensur.

Gutzkow hatte die Zensur in ihrer spitzesten Form erfahren: im lebensvernichtenden Verbot seiner künftigen Schriften, und die glimpfliche Handhabung des Bundestagsbeschlusses dankte er der Zersplitterung Deutschlands, nicht Zensoren wie Tzschoppe. Buntscheckig, wie Auslegung und Vollzug der Karlsbader Beschlüsse, war auch die Gefährlichkeit der Zensurierten. Die zerrissenden Witze Heines, die Keckheiten des jungen Gutzkow und Wienbargs brütende Revolutionsstimmung spannte man mit dem flügelahmen Freimut eines Theodor Mundt zusammen. Und da man die geringste Regung niederzutreten suchte, weithin verletzte, so wühlte der Kampf gegen die Zensur auf breiter Front, bald offener, bald in heimlicher Verbissenheit, in allen Schattierungen der Forderung. Oft mochte es scheinen, als sei mit dem Sieg in diesem Kampf jeder Zweck des Liberalismus erfüllt, doch aus diesem vorlaut sich aufdrängenden Zank um die Zensur darf man nicht auf einen sich abspielenden Hauptkampf schließen, darf man nur

¹⁾ Zu Unrecht ist deshalb Hebbels frühe Auffassung später von Gutzkow in seiner Streitschrift »Dionysius Longinus« (Stuttgart 1878) gezeugnet worden (S. 55).

hören, daß die Schriftsteller von der Zensur auch die Verkümmernug ihres täglichen Brots besorgen mußten, darf man höchstens die sich schmeichelnde Hoffnung des Liberalismus hören, die freie Presse werde auch politische Freiheit, politische Macht wie eine reife Frucht herabschütteln.

Karl Gutzkows Stellung zur Zensur dunkelt sich in der Verstörung seiner Gefängnishaft. Einige Jahre zuvor, als der jugendliche Redakteur des »Forums der Journal-Literatur« sich gegen die Überzeugung gefeit erklärte, als brauche »ein wohlgegründeter Staat außer stehenden Heeren auch stehende Gedanken«, hatte der grämliche Zensor die halb klaffende, halb bissige Philippika gegen »Preßzwang«¹⁾ den erregbaren einigen Dutzend Lesern vorenthalten. Gewitzigt, faßte Gutzkow in den nächsten Jahren das heikle Thema kaum mehr an, in Glaube und Wunsch schwerlich gewandelt. Noch in seiner geschichtsphilosophischen Schrift schien er in einer freien Presse einen brauchbaren Regler des Staatslebens zu finden. Doch schon in den »Zeitgenossen«, dann in seinen folgenden Aufsätzen sagte er der unbedingten Preßfreiheit ab, und aus seinen widerspruchreichen Sätzen entziffert sich schwer, wann eigene Überzeugung, wann die Zensur seine Auslassungen über Zensur diktierte.

Es waren zugleich die Jahre, in denen sich dem jugendlichen Anarchisten die Forderungen der Gesellschaft erschlossen, teils gewaltsam aufgedrängt wurden, und 1837 schien er sich bereits so entsagend in den Dienst der Gesamtheit gestellt zu haben, daß er die zügellose englische Presse verurteilte und den paradoxen Satz drechselte: Die Preßfreiheit »ist für jeden einzelnen immer ein großes Glück und für die Gesamtheit nicht selten ein großes Unglück«. Schließlich vernachlässigte er das englische Grundrecht auf freie Äußerung, dieses »große Glück für den einzelnen«, so völlig, daß er kurz, doch darum nicht klarer forderte: »Die Zensur sei das Gesetz, die Preßfreiheit die Form der Ausführung dieses Gesetzes.«²⁾ Ohne Aufsicht des Staates, unabhängig, löste für ihn die Presse »alle gesellschaftliche und politische Ordnung« auf. Doch solche Ansichten beschloß eine eigene Zensurordnung, die er mit der Umkehrung seiner erst geäußerten Ansicht eröffnete: »Preßfreiheit ist der Normalzustand der Litera-

¹⁾ Der Aufsatz wurde von H. H. Houben im »Bibliographischen Repetitorium«, III, Zeitschriften des Jungen Deutschlands, I. Teil, Berlin 1906, S. 115 bis 122, zum ersten Male gedruckt.

²⁾ Diese Fassung des Gedankens, nicht der Gedanke wurde erst in die Neuauflage der »Zeitgenossen« um 1845 eingefügt. Daß ich richtig deutete, ergibt sich auch aus der ähnlichen Wortfassung eines Aufsatzes vom gleichen Jahre 1837.

tur; Zensur ist eine Ausnahme.« Sei es, daß die schnelle Arbeit des vergeßlichen Journalisten es verschuldete, sei es, daß er in dem Problem zwischen Einzelmensch und Gesellschaft innerlich noch hin- und widergerissen wurde, oder daß Ängstlichkeit seine Wünsche absichtlich vor dem Zensor trübte — Gutzkows Gedanke liegt so undeutlich, wie unter der Brechung schwankender Wellen.

Vielleicht eine Folge der unter Friedrich Wilhelm IV. gelockerten Zensur — jedenfalls wird erst in den vierziger Jahren Gutzkows Haltung zur Preßfreiheit entschiedener, verankert sich in seinem Wesen. Literarische Angriffe auf seine Person, sogar seitens Theodor Mundts, trieben den sich schwächer fühlenden Journalisten hinter die Schanze der Zensur. Auch die Abkehr von gesellschaftlicher Fessellosigkeit mochte jetzt zeitweilig bis zu der Erkenntnis gehen, daß sein eigenes Ich nicht sich selbst, nur einer großen Idee zu dienen habe, und seine verletzte Eigenliebe wie sein steigendes Bedürfnis zum Zusammenschluß, zu einer Partei klagte voll Bitternis, »daß Preßfreiheit allein, ohne ein großes, freies, staatliches Leben ein Messer sei, bei dessen Gebrauch sich der Eigner nur selbst verwunden würde«, daß ohne Verfassung und Zensur »sich die immer vogelfreien Personen, die Künstler und Schriftsteller, wie die Gladiatoren im alten Rom zum Vergnügen der zuschauenden Menge« niedermetzeln würden. Erstaunt mag man sich fragen, ob der Kämpfer für Freiheit die Pflicht zur politischen Erziehung nicht mehr der Literatur, der Presse auferlegen wollte, erstaunt mag man eine Verwirrung der Begriffe spüren, wenn er sich eine Preßfreiheit auch ohne mögliches freies Urteil über die ersehnten Staatsideale vorzustellen schien. Die häufiger stichelnden literarischen Fehden, das Gefühl seiner schwindenden geistigen Macht mag die Wirrung in dem scharfsinnigen Kopfe verschuldet haben, und deutlich erhellt sein Zwiespalt sich selbst und seine künftige Entwicklung, wenn er jenen paradoxen Satz der »Zeitgenossen« in der Neuausgabe von 1845 nicht minder paradox umkehrte: »Es ist eigen mit der Preßfreiheit; sie ist für jeden einzelnen zuweilen ein großes Unglück und doch für die Gesamtheit ein großes Glück.«

Und schon in jenen Jahren der verbitterten Zuflucht zur Zensur tauchen häufig, wenn auch flüchtig, andere Belege auf, daß Gutzkow in seinem tiefsten Wesen am Recht der freien Meinung festgehalten hatte und sie nicht für unversöhnbar mit dem neu errungenen Begriff einer staatlichen Notwendigkeit hielt. Mochte 1838 im Kölner Kirchenstreit der gewandte Taktiker nur die Verlegenheit der preußischen Regierung nutzen, Preßfreiheit zu fordern, um »die Äußerungen der Regierung zu ergänzen und zu erläutern«, mochte ein tantiemenbesorgter Theaterdichter

die Zensurbehörde epigrammatisch beruhigen, bei einer freien Bühne tobe das Volk den juckenden Lärmreiz im Theater aus, so wies er 1840 ernsthaft die preußische Regierung auf die Gefahr, wenn Berliner Schriftsteller bei der Erschwerung, neue Zeitschriften zu gründen, sich nach Leipzig oder sonsthin verdingten und in »auswärtigen« Blättern ihre gehässigen Berichte ausstellten. Und der streitbare Journalist, der die Vogelstraußpolitik der Restauration nicht höhnisch genug verwarnen konnte, lief in gewohnten Gedankengängen, wenn er aus dem Verbot der Schriften eines Weitling und Genossen nur »Märtyrer und Propheten«, nicht widerlegbare Schriftsteller erstehen sah.

Zu eindeutiger Klarheit bekannte sich Gutzkow erst wenige Jahre später: 1851 verkündigte er, im Einklang mit dem Programm des Liberalismus, das Grundrecht des freien Worts, und 1852 heischte er das »Selfgovernment« des Geistes.

Wenn sich Gutzkow auch in den verschiedenen Jahren zur Preßfreiheit im Grundsatz verschieden stellte, so rastete er nie, durch Vorschläge die ihn am tiefsten schneidende Waffe der Restauration stumpfen zu wollen — gezwungen von demselben Lebensinteresse, das auch den internationalen Buchnachdruck rügte und sich pathetisch über solche »Zeiten des Faustrechts« entrüstete. Im Gegensatz zu seinen oft hochfliegenden, idealen Wünschen vertiefte er sich, die Zensur zu schwächen, liebevoll in Einzelheiten. Bald empfahl er als bequemes Strafmittel die zwangsweise Wandlung einer täglichen oder wöchentlichen Zeitung in eine Vierteljahresschrift, bald erklärte er sich durch eine wohlfeile, schnelle Zensur bei Tag und Nacht befriedigt. Verständnisinnig erörterte er diesen selben Vorzug der Raschheit, sofern die zweite Zensurinstanz durch eine Einzelperson und erst die dritte mit einem Kollegium besetzt sei, und von den Zensoren, die sich nicht nur für eines Gutzkow Hohn und Witz als Scheibe bieten mußten¹⁾, forderte er vielseitige Bildung und persönlichen Takt. Ihre Beförderung durfte sich nicht mit der Sparsamkeit an »roten und blauen Federstrichen« schmälern, ihre Laufbahn in Justiz und Verwaltung mußte ihnen geöffnet bleiben, und nur mit dem Vorschlag der Selbstzensur war Gutzkows durchsichtiger Wunsch zu übertrumpfen: »Zensoren müssen einsichtsvolle Beamte sein, ohne Vorurteile, heitere, lebensfrohe Menschen, die keine unruhigen Träume haben....«

Die kurzfristige Vergönnung der freien Karikatur unter Friedrich Wilhelm IV. quittierte Gutzkow, selten zur Kurzweil

¹⁾ Einige mehr oder minder geglückte Epigramme Gutzkows auf diese dankbaren Objekte der vormärzlichen Satire in Ausgabe B, I, S. 318/19 (Telegraph 1841, Nr. 119, S. 474/75).

gestimmt und zu jener Zeit in literarischer Zänkerei besonders verärgert, mit einem Epigramm: »Freiheit der Karikatur ist Karikatur nur der Freiheit...«, und in seinem erwachenden Partei-sinn damals befürchtend, der Liberalismus möchte sich selbst zerfleischen, wollte er die »Freiheit des Zerrbilds« nur mit der Freiheit der Presse und diese wieder mit der Freiheit der Staatsform unterbauen. Zu ungelenken, das sich plötzlich bietende Mittel zu benutzen, erkannte er nicht, was der Absolutismus schon nach geringer Frist durch den Zurückzug der Erlaubnis erkannte, daß die freie Karikatur eine Waffe für, nicht gegen die sich fester schließende Partei des Liberalismus war: die Waffe der Propaganda.

Ansätze zur Parteibildung.

Schon 1831 wollte Ernst Münch in den deutschen Fortschrittsbestrebungen zwei große Parteien erkennen: eine national-germanisch-liberale mit der Aufschrift: »Ohne Vaterland keine Freiheit« und eine französisch-liberale Partei mit dem Aushängeschild: »Ohne Freiheit kein Vaterland«, ja, er wollte die letzte Partei schon in drei Gruppen splintern: eine »demokratische«, eine »konstitutionell-monarchische« und eine »unionistische« mit klerikal-süddeutscher Neigung. Dagegen entrollte sich Gutzkow, den nach Jugendart weniger die Sache als die Person anzog oder abstieß, die Parteilage Deutschlands im Jahre 1835 wie folgt: »Rechts die Doktrinäre mit ihren teils servilen, teils liberalen, mit ihren professorischen, genialen, leichten, schwerfälligen, besoldeten und uneigennütigen Bestandteilen«, einem Steffens, Görres, Jarcke, Varnhagen. »Zur Linken der Tierspartei mit seiner konstitutionellen Einseitigkeit, seinen Protestationen, seiner parlamentarischen Förmlichkeit, der Tierspartei mit seinen Advokaten- und Nationalvorurteilen, der Tierspartei mit seiner Verachtung Goethes, seinen ungerechten Maßstäben und bürgerlicher Selbstgenügsamkeit.« Gutzkow gefiel es, in diese verworrene Ideenmischung einen Rotteck und Menzel hineinzustellen. Das Junge Deutschland und somit sich selbst verglich seine Bescheidenheit mit der »Partei der tabula rasa, der blassen, finsternen Partei des Nationalen«.

Wenige Monate vor der Wallywendung wurden diese anmutigen Farbenstudien entworfen, und wenn auch überall ihre Absicht durchschimmert, die Berechtigung des »Phönix« und ihres Mitredakteurs Gutzkow zu erweisen, seine idealen Ziele gegen die irdischen Pläne eines Menzel abzustecken, sie mit Strahlenkränzen zu beleuchten, den Leser zu verblüffen, Abonnenten zu fangen, so mag doch Gutzkows Einteilung ernsthaft

genug sein, um im Zusammenhalt mit Münchs Sätzen zu erweisen, wie willkürlich und mit welch zahllosen Möglichkeiten im vormärzlichen Deutschland die sich kreuzenden Richtungen zu entwirren und aufzureihen waren. Zur Parteibildung fehlten zwei Momente: die großen realen Probleme, die einten oder schieden, und das Gefühl für Unterordnung.

Wohl hatten sich bei den Arbeiten der süddeutschen Kammern Gemeinsamkeiten gefunden, Widersinniges sich gelöst, doch der Kreis der Geschäfte war zu eng gezogen, und beim kürzesten Seitensprunge stieß man sich am Bundestage wund. Die fortschrittliche Strömung des nördlichen Deutschlands berührte sich noch kaum mit den praktischen Problemen, für deren Verfolgung sich im Süden die Parteien zu scheiden begannen. Erst den hohen Zielen der Paulskirche war es vorbehalten, die verfließenden Stimmungen Deutschlands zu sammeln und zu sondern.

Doch bevor die Geschichte die klärenden Fragen zur Debatte stellen konnte, mußte in den menschlichen Trägern der Ideen ein seelischer Prozeß vollzogen, der Wille zur Partei gereift sein. Während sich die Männer von 1789 in Blut verschweißten oder bekämpften, wandelten sich in Deutschland ihre Gedanken in derselben Entwicklung, doch friedlich und in langen Jahren ab. Wie hier fast jeder Gläubige des Liberalismus sich einzeln vom Traum der Anarchie ernüchtern mußte, so vollendete sich in den einzelnen Jahrzehnten des beginnenden Jahrhunderts immer sichtbarer auch ein bewußter, oft nur unbewußter Verzicht auf das persönliche Ideal, vollendete sich die Neigung zur Partei. Das äußere Moment, das fühlbar lehrte, Sonderwünsche vor dem Wesentlichen der ganzen großen Idee zurückzustellen, war der Druck der Restauration. Nur durch Zusammenschluß, durch gegenseitige Anpassung konnte man hoffen, sich zu behaupten.

In seltener Klarheit spiegelt Gutzkow den Zwiespalt jener Epoche: die Ängstlichkeit, auch die Kanten seiner Persönlichkeit sich zu erhalten, und das von selbst emportreibende, bald von außen aufgezwungene Bedürfnis zur Partei. Schon für den betrachtenden jungen Gutzkow trugen im württembergischen Landtag »die besondern Bildungsgänge der einzelnen den Sieg über die Uniformität« davon, und als 1840 der machtstolze Journalist auch Heine zu meistern suchte, bedauerte er doch flüchtig, das eigene Lager zu spalten. Den Jungdeutschen, den trotz persönlichen Widerwillens der Beschluß des Bundestags 1835 mit den Genossen seiner Gesinnung auch äußerlich verkettet hatte, konnte es drei Jahre später herzlicher freuen, als derselbe Zwang von außen, die Vertreibung der Göttinger Professoren, in der Opposition den Rückhalt steifte, ihr die »Formen des Gesetzes«

lich, und 1843 widmete er einen kürzeren Aufruf dem Problem, Partei und Persönlichkeit auszugleichen.

Doch wenn er sich für den namenlosen Artikel der Presse einsetzte, später das Verhängnis des vielköpfigen, besser wissenden Dünkels malte, der Eigensucht nie laut genug die Selbstbehauptung im Selbstverzicht predigen konnte, so fühlte er selbst sich noch zu sehr Erzieher und Künstler der Form, als Bahnbrecher des weiten Gedankens, als »Granit«, um sich in das »Kieselgerölle« der Partei zu verlieren. Und noch 1875 bekannte der Schüler des selbstherrlichen deutschen Klassizismus: »Wer die politischen Kämpfe der Jahre 1830—1848 mit durchlebt hat, kann nicht gut ausschließlich auf einem der jetzt vorhandenen politischen Parteistandpunkte stehen.«

Mag man Gutzkows widerstrebende Gefühle als Mangel oder Vorzug seiner Persönlichkeit oder des ganzen Zeitalters empfinden — die Entwicklung schlug zugunsten der nivellierenden Partei aus, und sogar Ansätze zur Diplomatie des Parteilebens zeichneten sich bereits in dem geschmeidigen Journalisten ab. Als er im Kölner Kirchenstreit das Kampfziel mit der preußischen Regierung teilte, schwärzte er munter, fast zu aufdringlich bei seinem loyalen Bundesgenossen die feudale Partei als Partei der Revolution, der Demagogie an, verkehrte gewandt die vergangene Entwicklung in Zufall, die Gunst des Augenblicks zu unerschütterlichem Bündnis, und der Agitator, die sich entfremdenden Kräfte der bisherigen Machträger überschätzend, mochte einige Monate ernsthaft hoffen, der schwankenden Regierung die Stütze des Liberalismus dauernd unterzuschieben. Schon frühe schnitt er auch Einzelfragen des Parteilebens an: Hellsichtig sah er die Propaganda des Liberalismus mißleitet, verstopft, solange vom Absatz abhängende Kapitalisten, noch nicht die Partei die Presse an der Hand behielten, und das Ideal des geräuschlosen Parteigetriebes, das System der zwei Parteien: der Beharrung und des Fortschritts, sehnte mit Gutzkow der ganze Liberalismus aus England nach Deutschland einzuführen.
